

Gesellschaft. Gespannt und hoffnungsvoll blicken wir auf die nächsten vier Jahre und eine konstruktive Zusammenarbeit.“

Bereits im März 2021 hat die bukoF ein neues Positionspapier, die „Standpunkte für eine geschlechtergerechte Hochschulpolitik“ veröffentlicht, die eine Aufforderung und Einladung zur Veränderung sind. <https://bukof.de/>

Mutterschaft, Wissenschaft und Pandemie

Interview mit zwei der Herausgeber_innen der 2022 erscheinenden Publikation «Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie»

Mitten in der zweiten Corona-Welle im Dezember 2020 erschien der von Sarah Czerney, Lena Eckert und Silke Martin herausgegebene Sammelband „Mutterschaft und Wissenschaft. Die (Un-)Vereinbarkeit von Mutterbild und wissenschaftlicher Tätigkeit“ (Berlin: Springer). Mit der bald zwei Jahre andauernden Pandemie hat sich die Situation von Wissenschaftler*innen mit Kindern deutlich verschärft. Sarah Czerney, Lena Eckert und Silke Martin haben daher die Autor_innen des Sammelbands gebeten, ein Update zu schreiben in Hinsicht auf die Pandemie und wie sich ihr Blick auf Mutterschaft und Wissenschaft mit der Pandemie verändert hat. Dieses neue Buch wird im Frühsommer 2022 unter dem Titel „Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie“ bei Barbara Budrich erscheinen.

Femina Politica: Euer erstes Buch hat die Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Mutterschaft thematisiert. Worin besteht diese Unvereinbarkeit genau? Und was ist denn jetzt „neu“ und anders mit der Pandemie?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Es sind nicht die Tätigkeiten der Wissenschaftler*in und einer Mutter* an sich, die unvereinbar sind. Es wäre sehr wohl vereinbar, wissenschaftlich zu arbeiten und Mutter* zu sein, aber die „Idealisierungen und Ideologisierungen“, die mit den beiden Positionierungen Wissenschaftler und Mutter* einhergehen, stehen sich vollkommen konträr gegenüber. Das ist die These unserer ersten Publikation. Wir verwenden hier absichtlich die männliche Form von Wissenschaftler, denn in unseren Köpfen ist es trotz aller Bemühungen um Gleichstellung in der Wissenschaft noch immer der Wissenschaftler, der zerstreut mit einem Stapel Bücher unter dem Arm über die Flure eines Instituts streift oder im weißen Kittel im Labor geniale Dinge erfindet und der von allen Care-Arbeiten und den Niederungen des Sich-um-andere-Kümmerns befreit ist. Dieses Ideal und sehr mächtige Stereotype davon, wie Wissenschaftler sind, kollidiert mit der Figur der Mutter*, die ihrer-

seits, gerade in Deutschland, sehr idealisiert wird. Das vorherrschende Mutterbild in Deutschland besteht noch immer darin, dass sich eine Mutter* aufopferungsvoll um ihre Kinder kümmert, ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen jahrelang hintanstellt, den Haushalt führt, die emotionale Beziehungsarbeit in der Familie übernimmt – kurz, dass sie selbstlos und natürlich unbezahlt die komplette Care-Arbeit übernimmt.

Mit der Pandemie ist der Clash dieser beiden Positionierungen – des Wissenschaftlers und der Mutter* – noch deutlicher, noch lauter, noch wahrnehmbarer geworden. Unser Eindruck ist, dass das Narrativ der Gleichberechtigung in der Wissenschaft vor der Pandemie die bestehenden Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten recht gut überdecken konnte, zumindest außerhalb von feministischen und aktivistischen Kreisen. Klar gab es einige Schief lagen in der Wissenschaft (z.B. die leaky pipeline¹), aber es konnte der Eindruck erzeugt werden, diese seien mit Chancengleichheitsprogrammen, Coachings und Workshops gut in den Griff zu bekommen. Mit der Pandemie aber werden gesellschaftliche Schief lagen überdeutlich sichtbar, auch in der Wissenschaft. Unserem Eindruck nach ist das, was wir in der Pandemie an ungerechter Verteilung der Care-Arbeit zwischen Männern* und Frauen* und vor allem zwischen Vätern* und Müttern* sehen, nicht so sehr ein Backlash oder eine Retraditionalisierung, wie Jutta Allmendinger es beschreibt, sondern vermutlich war das immer da, nur war es vor der Pandemie leichter, sich der Illusion hinzugeben, wir wären doch längst gleichberechtigt.

Femina Politica: Kann man das tatsächlich so in dieser Absolutheit sagen? Umfragen zeigen heute ein verändertes Bild von erwerbstätigen Müttern* als noch vor 20 oder 30 Jahren. Und: Gibt es nicht auch neue Normen von Vätern, die sich kümmern (und Väter, die sich kümmern wollen und dadurch auch Vereinbarkeitsprobleme bekommen)?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Es wurde kurz vor der Pandemie durchaus ein Bild von Vätern* gezeichnet, in dem sie sich mehr kümmern könnten/durften/mussten. Dennoch waren das Tropfen auf den heißen Stein, denn strukturell hat sich sehr wenig geändert. Männer* sind nicht mit dem Ideal der Mütterlichkeit konfrontiert, da dieses intrinsisch mit der weiblichen Sozialisation und Identifikation verknüpft ist. Private Sorgearbeit ist zudem weiblich konnotiert und obwohl unsere Gesellschaft ohne sie nicht funktionieren würde, ist und bleibt sie im Privaten verankert, unentlohnt, ungesehen und nicht anerkannt. Jede weiblich gelesene Person, ob Mutter* oder nicht, wird irgendwann mit der Frage nach Kindern (oder dem Kinderwunsch) konfrontiert. Die Annahme, die dahintersteckt, ist die, dass weiblich gelesene Personen mütterlich sind oder zu sein haben. Sorgearbeit als Bestimmung von Weiblichkeit scheint kein überholtes Konzept zu sein – im Gegenteil, so einfach, wie es jetzt in der Pandemie zurückzuholen war, war es wohl als Bestandteil einer zweigeschlechtlich geteilten Gesellschaft immer präsent. Hier ist nicht nur die Ideologie der

Mütterlichkeit von Frauen*, sondern auch viele strukturelle Aspekte wie der *Gender Pay Gap* oder die *Leaky Pipeline* einer Zurückdrängung von Frauen* in die private Sorge-Sphäre zuträglich.

Femina Politica: Die Pandemie hat alle betroffen, jedoch in unterschiedlichem Maße und auf unterschiedliche Weise. Könnt Ihr einige besonders eindrückliche Beispiele für die (Un)-Vereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft in Zeiten der Pandemie kurz vorstellen?

Sarah Czerney und Lena Eckert: In den Beiträgen für unseren neuen Sammelband zu „Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie“ (in Vorbereitung) schreibt eine der Autor*innen über das ständige schlechte Gewissen ihren Kindern gegenüber und davon, dass sie stets über ihre Belastungsgrenze ging, „immer von Kleinkindern umgeben, konnte [sie] keinen Gedanken zu Ende denken und schlief abends völlig erschöpft neben den Kindern ein“. Weiterhin schreibt sie, dass sie rückblickend froh ist, dass ihre Partnerschaft überlebt hat und sie ihren Kindern gegenüber nicht handgreiflich wurde, da sie immer wieder Angst hatte, die Kontrolle zu verlieren. Eine andere Autorin führt aus, dass neben der Betreuung und Versorgung ihrer vier Kinder natürlich auch die Umstellung von Seminaren auf digitale Formate und die intensivierte Betreuung von Studierenden anfiel. Eine andere Autorin beschreibt die Anforderungen ihres Chefs an sie, detaillierte Arbeitszeiterfassung aus dem Homeoffice anzufertigen. Auf ihre Erklärung hin, dass dies unter den momentanen Umständen schwierig sei – gerade für Mitarbeiter*innen mit Kindern – erhält sie nie eine Antwort. Der Chef setzte nach und schlägt vor, Minusstunden infolge von Homeschooling und Homeoffice durch die Inanspruchnahme von Urlaub zu minimieren. Weiterhin weist der Chef auf die Kernarbeitszeiten hin und auf sein neuestes Projekt. Ein Projekt, wie sie schreibt, auf das ihr Chef als Experte angesprochen wurde und das sich um das Thema Familien mit Kindern und um die Vereinbarkeit von Homeschooling und Homeoffice in der Pandemie dreht.

Jenseits dieser Beispiele wird die Unvereinbarkeit ja aber schon deutlich, wenn man sich klar macht, dass die Schulen und Kitas in Deutschland seit Beginn der Pandemie rund sechs Monate geschlossen waren.² Wer einmal versucht hat, Homeoffice mit der Betreuung von (kleineren) Kindern zu ‚vereinbaren‘ wird wissen, dass das unmöglich ist.

Femina Politica: Sind von Kita- und Schulschließungen nicht alle gleich betroffen gewesen? Was ist das Spezifische am Hochschulbetrieb, das es Müttern* erschwert, als Wissenschaftlerin tätig zu sein? Wie unterscheidet sich der Wissenschaftsbetrieb von anderen Branchen?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Die eben beschriebene Unvereinbarkeit gilt natürlich für jede Arbeit, aber für wissenschaftliche nochmal besonders, da sie ein hohes Maß

an Konzentration, Ungestörtheit und auch Mußzeiten zum Denken voraussetzt. Viele Wissenschaftlerinnen können auch gar nicht im Homeoffice arbeiten, weil sie auf Labore, Feldforschung, etc. angewiesen sind. Neben diesen rein praktischen Aspekten gibt es im Wissenschaftsbetrieb zwei Faktoren, die die Unvereinbarkeit begünstigen und die sich mit der Pandemie verschärft haben: 1. die prekären Arbeitsbedingungen für ‚Nachwuchswissenschaftler*innen‘ – einfach der Fakt, dass es in Deutschland unterhalb der Professur keine dauerhaften Stellen gibt. Das führt zu jahrelanger Unsicherheit, Konkurrenzdruck, Vereinzelung und Perspektivlosigkeit, die oftmals genau mit der Phase der Familiengründung zusammenfallen. Frauen* sind davon stärker betroffen als Männer*. 2. (und das ist der aus unserer Sicht zentrale Knackpunkt) stehen sich die beiden Positionierungen „Wissenschaftler“ und „Mutter*“ diametral gegenüber, wie oben geschildert. Ein Wissenschaftler ist in der kollektiven Vorstellung jemand, der vollkommen in seinem Geist aufgehen kann – ein sich geistig entgrenzendes Wesen. Wohingegen eine Mutter* vor allem nährenden, versorgenden, kümmernden Körper ist – ein sich körperlich entgrenzendes Wesen. Die Wissenschaftlerin als Mutter* erscheint nicht als kohärente Person – die Doppelrolle ist auf mehr als auf die reine Unvereinbarkeit der Tätigkeiten zurückzuführen. Es sind auf der symbolischen Ebene dieser Idealisierung diametral entgegengesetzte Wesenheiten, die vereint werden müssen. Aber wie soll das in der Entgrenzung möglich sein?

Femina Politica: Heißt das, dass die Unvereinbarkeit der beiden Figuren es Wissenschaftlerinnen, die Mütter* sind, die wissenschaftliche Arbeit unmöglich macht, weil sie die beiden Figuren nicht vereinbaren können? Oder wird die Unvereinbarkeit von außen an die Frauen* herangetragen – und wenn ja, wann und wo passiert das?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Wie wir vorhin schon ausgeführt haben, sind „die Mutter*“ und „der Wissenschaftler“ zwei komplett gegensätzliche Positionierungen innerhalb von gesellschaftlichen Machtstrukturen. Als diese strukturellen Kategorien wirken sie natürlich auch zurück auf die Individuen – man kann also nicht sagen: Die (Un)Vereinbarkeit ist ein individuelles Problem, das einzelne Mütter* lösen könnten, indem sie sich einfach besser organisieren oder disziplinieren. Mutterschaft und Mütterlichkeit – also das sich um andere und sich selbst kümmern – sind im derzeitigen Wissenschaftsbetrieb einfach nicht vorgesehen. Nochmal: Es sind nicht die Mütter*, die diese beiden Positionen nicht vereinbaren können, sondern es sind die gesellschaftlichen Positionierungen als Mutter* und als Wissenschaftler, die unvereinbar sind in ihren Ansprüchen, Idealisierungen und Ideologisierungen. Das äußert sich in Situationen, die viele weiblich gelesene Personen in der Wissenschaft kennen (und die wir auf Twitter unter #MomTooInScience und #MomTooInAcademia sichtbar machen), wie zum Beispiel die Frage in Bewerbungsgesprächen, wie die Bewerberin die Stelle mit ihren Kindern vereinbaren wird, oder die Frage auf Konferenzen: Ja, und wo sind Ihre Kinder gerade? Oder auch der gut gemeinte Glückwunsch: Haben Sie ein Glück, dass Ihr Mann Ihnen so viel hilft.

Femina Politica: Gab es Vorteile für Wissenschaftler*innen mit Kindern durch die Pandemie? Bspw. durch Homeoffice und dadurch bedingt geringere Fahrtzeiten, weniger Meetings, besondere Anerkennungszeiten usw.

Sarah Czerney und Lena Eckert: Das können wir auf jeden Fall auch beobachten. Die Möglichkeit, online an Veranstaltungen wie Tagungen, Vorlesungen oder Workshops teilnehmen zu können, erleichtert in gewissem Maß auf jeden Fall die Vereinbarkeit von Wissenschaft mit (kleinen) Kindern. Auch unser Buch haben wir auf mehreren Lesungen an verschiedenen Universitäten online vorgestellt, an denen viele von den Teilnehmer*innen sicher in Präsenz nicht hätten teilnehmen können (Sarah Czerney, eine von uns Herausgeber*innen auch nicht, weil ihr Sohn fast gleichzeitig mit dem Buch geboren wurde). Auch dass das Pendeln zur Arbeit in andere Städte wegfällt, ist sicher für viele eine Erleichterung. Außerdem ist der Wissenschaftsbetrieb verglichen mit anderen Branchen doch auch oft durch Flexibilität gekennzeichnet, was den Ort und die Zeit des Arbeitens betrifft. Der Haken an diesen Maßnahmen ist, dass sie zwar kurzfristig individuell erleichtern, jedoch strukturell und langfristig nicht zu einer grundlegenden Veränderung führen. Das Problem der Unvereinbarkeit wird damit nur weiter individualisiert – du darfst als Mutter* eben mitspielen, solange du es schaffst, individuelle Lösungen zu finden. Die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft ist aber kein individuelles Problem, sondern eines, das die gesamte Gesellschaft angeht.

Dennoch darf nicht unerwähnt bleiben, dass wir als Wissenschaftler*innen oft durch unser kulturelles Kapital privilegiert sind. Denn dies ermöglicht uns, z.B. Home-schooling zumindest inhaltlich relativ gut unterstützen zu können oder auch den Alltag relativ frei strukturieren zu können – wenn man nicht in der Arbeitszeiterfassung ist. Auch ist es uns möglich, eben genau solche Bücher wie diese beiden zu schreiben und herauszugeben, die Missstände thematisieren – und wir werden damit gehört! Wir haben die Möglichkeit, ein Netzwerk zu gründen und uns miteinander zu solidarisieren. Wir versuchen eine Breitenwirkung zu bekommen und viele Menschen zu erreichen – eben auch Alliierte, nicht nur Co-Eltern und Väter*, sondern auch Kolleg*innen und Multiplikator*innen. Wir wollen nicht nur einen Aufschrei, sondern Veränderung. Wir wollen den Wissenschaftsbetrieb, so wie er sich gerade auf- und darstellt, nicht akzeptieren. Wir sehen es als grundlegende Verantwortung, als Mütter* zur Wissensgenerierung in dieser Gesellschaft beizutragen und unsere Perspektiven explizit als auch implizit in eine präzisere und umfassendere Wissenschaft einzubringen. Natürlich ist es nicht so, dass Mütter* eine homogene Gruppe sind und nur weil sie Kinder haben, auf die gleiche Art Wissenschaft anders sehen. Wir stellen aber schon fest, dass die Erfahrung der existentiellen Abhängigkeit, der nicht komplett abgebbaren Verantwortung und die umfassende Sorge um ein anderes Lebewesen den Blick auf Wissenschaft verändern können (die Fragestellungen und Forschungsobjekte, die als relevant gelten, die Arbeitsweise, vielleicht sogar die Methoden). Dies denken wir in unserem zweiten Buch unter dem proklamierten

maternal turn als eine neue Perspektive für die Wissenschaft an. Eine Wissenschaft, deren Betrieb wirklich divers aufgestellt ist, deren Inhalte und Methoden allerdings auch! Wir möchten Wissenschaft als die Gesellschaft und ihre Bedürfnisse reflektierend sehen und herstellen. Wir möchten eine andere Wissenschaft als die, die bisher die Sicht- und Arbeitsweisen von Müttern* und anderen Nicht-Norm-Wissenschaftler*innen nicht zugelassen hat.

Femina Politica: Warum sind Väter* oder männliche Sorgearbeitende, die als Wissenschaftler arbeiten, nicht oder anders betroffen von den Folgen bzw. Begleitscheinungen der Pandemie?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Mutterschaft und Vaterschaft sind keine symmetrischen Konzepte – weder gesamtgesellschaftlich noch im Wissenschaftsbetrieb. Wie oben schon beschrieben, erfahren gerade Mütter* in Deutschland eine Idealisierung und Naturalisierung. An Väter* werden die damit zusammenhängenden Erwartungen schlicht und einfach nicht herangetragen. Es gibt nicht den Begriff des Karriere-Manns, der sich rechtfertigen müsste, wenn er nur zwei Monate Elternzeit nimmt, oder ein akzeptiertes Bild der Familienmutter, die die Familien ernähren muss und deshalb nur am Wochenende mal das Kind wickelt. Es gibt eben nur die „Karrierefrau“. Auch in der Wissenschaft gelten Väter* schon als progressiv, wenn sie im Haushalt „mithelfen“. An der grundsätzlich ungerechten Verteilung von unentlohnter Care-Arbeit ändert das nichts. Untersuchungen zeigen jetzt schon den *publication gap* nicht nur zwischen kinderlosen und kinderhabenden Wissenschaftler*innen sondern eben auch zwischen Müttern* und Vätern*.

Femina Politica: Was wären Eurer Meinung nach geeignete Instrumente, um der Diskriminierung von Müttern* entgegenzuwirken? Was müsste auf struktureller, auf personalpolitischer und auf individueller Ebene getan werden?

Sarah Czerney und Lena Eckert: Das ist natürlich eine riesige Frage, auf die wir nur stichwortartig antworten können.

- Ganz praktisch: der Vorschlag von Jutta Allmendinger, dass sich alle Wissenschaftler*innen mit Sorgeverantwortung ein Zertifikat ausstellen lassen sollten, das den Stand ihres Projekts zu Beginn der Kita –und Schulschließungen festhält plus die Dauer der Schließung. Oder Formate wie virtuelle Gastprofessuren, die auch von zu Hause bedient werden können (diese Idee verdanken wir Christina Völlmecke).
- Allgemein: viel mehr Diversität in alle Entscheidungsgremien in der Wissenschaft. Nicht nur Mütter*, sondern alle Ungleichheitskategorien wie Geschlecht, Race, Klasse, Behinderung mitdenken und nach und nach mehr Diversität auf allen Hierarchiestufen in der Wissenschaft.

- **Enttabuisierung:** Mutterschaft und alles was damit zusammenhängt enttabuisieren. Mutterschaft ist immer noch ein Tabu, sowohl in akademischen feministischen Diskursen als auch bei Personalbesetzung (es gibt kaum Mütter* auf hohen Positionen in der Wissenschaft), wir brauchen vielfältige Stimmen von Müttern* in der Wissenschaft, denn die Erfahrungen von körperlicher Abhängigkeit von anderen sind keine, die nur Mütter* betreffen – im Gegenteil, sie bilden die Basis des menschlichen Zusammenlebens und damit auch der Wissenschaft.
- **Individuell:** in Familien eine gerechte Aufteilung von Care-Arbeit einfordern, denn wenn noch mehr als jetzt klar werden würde, dass auch Männer* sich um andere kümmern (müssen/wollen), müssten auch die Arbeitsstrukturen sich ändern (z.B. Normalisierung von Arbeit in Teilzeit, Job-Sharing etc.). Hierfür braucht es mediale Repräsentationen von egalitär arbeitenden Elternschaften, die ihre Arbeitsteilung öffentlich machen und damit politisieren. So sollten zum Beispiel auch Väter* ihre Elternzeiten/Familienarbeitszeiten im Lebenslauf angeben und sichtbar machen.
- **Gesamtgesellschaftlich:** ein Abstandnehmen von neoliberalisierenden Tendenzen, die Menschen zum Zwecke der Produktivität vereinnahmen und diese ins Zentrum des Lebenssinns rücken. Zum Beispiel die Reduzierung wöchentlicher Arbeitszeit und eines generellen Produktivitätsdrucks. Eine Besinnung auf andere Aspekte als Arbeit als Lebensmittelpunkt für alle Menschen.

Femina Politica: Vielen Dank für das Interview, wir freuen uns auf das Buch!

Anmerkungen

- 1 Die „leaky pipeline“ beschreibt das sukzessive Verschwinden von Frauen auf den verschiedenen Stufen der wissenschaftlichen Laufbahn auf dem Weg an die Spitze der Wissenschaft (Husu 2001). Haussauer (1994, 148) beschreibt das Phänomen auch als „akademisches Frauensterben“.
- 2 Damit liegt Deutschland im Zeitraum von Januar 2020 bis Mai 2021 auf Platz 2 der längsten Schulschließungen in Europa (Freundt et al. 2021).

Literatur

Freundt, Vera/Stiegler, Clara/Zierow, Larissa, 2021. Europas Schulen in der Corona-Pandemie – ein Ländervergleich. In: ifo Schnelldienst. 74 (12), 41-50.

Hassauer, Friederike, 1994: Akademisches Frauensterben: Frauen – Nachwuchs – Romanistik. Zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland und Österreich. In: Seiser, Gertrud/Knollmayer, Eva (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen in der Wissenschaft Fuß zu fassen. Wien, 145-154.

Husu, Liisa, 2001: On Metaphors on the Position of Women in Academia and Science. In: Nora: Nordic Journal of Women's Studies. 9 (3), 172-181.